

Unverkäufliche Leseprobe aus:

**Matthias Altenburg**

**Irgendwie alles Sex**

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung  
von Text und Bildern, auch auszugsweise,  
ist ohne schriftliche Zustimmung des  
Verlagsurheberrechtswidrig und strafbar.  
Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung,  
Übersetzung oder die Verwendung in  
elektronischen Systemen.

© Verlag Kiepenheuer & Witsch, Köln 2018

# INHALT

LETZTE WORTE	11
Frequently Asked Questions.	
<i>Ein Gespräch mit Fritz Hansmann</i>	13
Schluß mit Lesen!	26
WUNDER DER ERDE	29
Proust macht glücklich. <i>Kleine Schwärmerei</i>	31
Ein kalter Romantiker. <i>Über Gustave Flaubert</i>	37
Trauer und Schönheit.	
<i>Über Hermann Peter Piwitts Roman</i>	
»Ein unversöhnlich sanftes Ende«	45
Komm, Welt, geh	49
MIEDERWAREN	51
Hier aufreißen!	53
Irgendwie alles Sex	56
Zweitausenddreihundert Brüste.	
<i>Was Männer mögen.</i>	59
Frauen, Tussen, neue Männer	63
Der schönste Sexfilm aller Zeiten	66
LETZTE WORTE II	71
Brief eines toten Freundes	73
GEISTERSTUNDE	79
Der Kazike	81
Der blaue Kammerherr	84
Golden Boys	87

LETZTE WORTE III	91
Noch einmal die Schwalben	93
Mein lieber Freund. <i>Ein Brief</i>	97
TAGESZEITEN	103
Morgens in Deutschland	105
Abends in Deutschland	109
Blaue Stunde	113
ACHTERBAHN	117
Nivea und Nietzsche	119
Generation Nix	122
Halt's Maul, Günter!	125
Stoppt Biller!	130
AUSSER ATEM	139
Rainald Goetz	141
Goethe	142
Brecht	143
NIEDERUNGEN	145
Toyota-Prosa	
<i>Gerechtigkeit für Robert Schneider!</i>	147
Sex & Crime & Haferschleim.	
<i>Letzte Worte über Susanna Moore</i>	152
Mensch gut, Buch doof.	
<i>John Grisham hat einen Roman geschrieben</i>	157
AUSSER HAUS	161
Frankfurt, Blicke	163
Douce France	172
Monet und tausend tote Prinzen	175

Sommerweg	178
Herbstfeuer	181
Vergeßt Fuerteventura!	184
Ach, Woody	187
Kennen Sie Marburg?	190
MEMORY	193
Glückwunsch. <i>Sechzig Jahre Piwitt</i>	195
Kein Engel im Detail. <i>Über Rolf Dieter Brinkmann</i>	199
Rache für ein Gespenst. <i>Über Gisela Elsner</i>	204
Das Kassel-Gefühl	209
Der König von Baunatal. <i>Eine Erinnerung</i>	212
AUS DER WAGENBURG	217
Schönen Tag auch	219
Alles Gute	222
Bin ich Jürgen Drews?	225
Manchmal denk ich, der Hettchethomas	228
Einsam ist Scheiße, sagt Hettche	231
Ich soll, meint Hettche	232
IRRLICHTER	235
Kampf den Flaneuren!	
<i>Über Deutschlands junge, lahme Dichter</i>	237
Aus dem Souterrain.	
<i>Ein Nachwort zu »Kampf den Flaneuren!«</i>	245
Mehr Form, mehr Inhalt!	247
OFFENE GRÄBER	254
Auch so eine Geschichte	255
Wintergrab	258
Kleine Göttin Juno	261

LULLABY VOR DER SCHLACHT	269
Lullaby vor der Schlacht	271
Personenregister	281

## LETZTE WORTE

## FREQUENTLY ASKED QUESTIONS

*Ein Gespräch mit Fritz Hansmann*

F: Wollen wir gleich mit dem Ende anfangen?

A: Gern.

F: Haben Sie Angst vorm Sterben?

A: Oh, das ist mir jetzt aber ein bißchen zuviel Ende für den Anfang. Beginnen wir doch lieber von vorn.

F: Stimmt es, daß Sie nicht gerne Interviews geben?

A: Ja ..., nein ... Ich bin doch froh, wenn mal jemand mit mir spricht. Allerdings endet fast jedes Gespräch mit neuen Mißverständnissen. Was aber nicht schadet.

F: Kann es sein, daß Sie einsam sind?

A: Nur, wenn ich nicht allein bin.

F: Würden Sie sich als einen freundlichen Menschen beschreiben?

A: Sagen wir: Ich versuche, die Contenance zu wahren.

F: In einer Kritik hieß es, Sie seien eine »Stimme Ihrer Generation« ...

A: Dabei kann ich nicht einmal singen.

F: Das heißt, Sie wollen nicht für andere sprechen?

A: Das möge Gott verhüten. Ich kann ja kaum für mich selbst sprechen. Wer von der Literatur Beistand erwartet, soll Hermann Hesse lesen.

F: »Wer keinen Schnaps trinkt, liest auch Luise Rinser.« Schämen Sie sich für diesen Satz?

A: Nein. Aber er befremdet mich. Er gehört zu den Keckheiten, die man sich leistet, wenn man jung ist. Die sich gut verkaufen, die einen aber irgendwann ein wenig peinlich berühren.

F: Was bedeutet Ihnen Erfolg?

A: Diese Frage ist eine Falle. Was auch immer man darauf antwortet, es ist falsch. Erfolg, Auflage, Publikum sind bloß andere Worte für Geld. Das in Aussicht gestellte Geld ist die Wurst an der Angel, die den Autor in Bewegung setzt. Wenn er dann aber in Bewegung ist, muß er alles vergessen, muß unbehelligt von Geld und Welt seine Arbeit tun.

F: Sie weichen der Frage aus.

A: Ja, aber mit guten Gründen. Solange das Geld das letzte bürgerliche Tabu war, mußte man darüber reden. Inzwischen reden ja alle nur noch vom Geld, und ich halte mir bereits die Ohren zu, wenn nur das Wort fällt. Das Geld ist nicht mehr Mittel zum Zweck, es ist der Zweck selbst geworden, ein Fetisch. Fetischismus ist aber eine Form der Verblödung. Mindestens der Gefühlsarmut. Das ehemalige Bildungsbürgertum – die Ärzte, Anwälte, Lehrer – liest nur noch Börsenkurse und Immobilienanzeigen. Es hat sich selbst abgeschafft.

F: Wer liest aber dann die achtzigtausend Neuerscheinungen, die jedes Jahr auf den Markt kommen?

A: Ich weiß es nicht. Ich weiß nur, daß man nach jeder Lesung, in jedem Interview zwangsläufig gefragt wird: »Und ... können Sie vom Schreiben leben?« Dabei kann doch jeder sehen, daß ich lebe. Aber es ist, als liefen alle Fragen auf diese eine zu.

F: Was schreckt Sie so daran? Die Indiskretion?

A: Nein, eher die Obszönität, die Dummheit dieser Frage. Wenn die Nachricht verbreitet wird, Kunsträuber hätten ein Selbstporträt Rembrandts im Wert von 30 Millionen Dollar gestohlen, faßt sich das Publikum ans Herz und denkt: »Wahnsinn! Kann ein einziges Bild so viel wert sein wie das Leben von 10.000 Afrikanern?« Die Frage ist so



berechtigt wie idiotisch. Kunst und Geld sind nicht kompatibel. Es gibt kein Übersetzungsprogramm für diese beiden Sprachen. Der materielle Erfolg eines Künstlers, die Auflagenzahlen eines Autors sprechen weder für noch gegen die Qualität seiner Arbeit. Ein Selbstporträt Rembrandts ist keinen einzigen Cent wert und zugleich unendlich viel mehr als die geschätzten 30 Millionen Dollar.

F: Haben Sie nicht selbst einmal gesagt, Sie würden schreiben, um reich und berühmt zu werden?

A: Das ist etwas anderes, aber auch nur eine Keckheit, wie gesagt. Jene Kollegen, die behaupten, sie würden nur für Geld schreiben, kommen mir vor, wie jene trübseligen Brautpaare, die beteuern, sie würden nur wegen der Steuern heiraten. Am Anfang, wenn die Leidenschaften groß sind, verbirgt man sie hinter Lakonismus. Später, wenn sie schwinden, behauptet man sie, um seine Jugendlichkeit unter Beweis zu stellen.

F: Ob Sie wollen oder nicht, Ihr letzter Roman »Landschaft mit Wölfen« zeichnet das Bild einer verstörten Generation.

A: Das mag ja sein, aber so etwas geschieht unter der Hand. Als Schriftsteller kann ich erzählen, wo wir herkommen, ich kann beschreiben, was los ist im Lande und vielleicht noch, wohin es mit uns kommen könnte. Aber wo's langgeht? Niemals! Ich bin ein Erzähler, ich erzähle Geschichten, das ist alles. Das ist eben meine Art, mich meiner Umgebung und meiner selbst zu vergewissern. Schon als Kind habe ich fast ausschließlich gelesen und geschrieben.

F: Aber der Held, der Ihnen zum Verwechseln ähnelt ...

A: Wie kommen Sie denn darauf?

F: Es gibt biografische Gemeinsamkeiten, er lebt in derselben Stadt, und wie mir scheint, sogar in derselben Straße und im selben Haus wie Sie.

A: Man soll eben niemals einen Journalisten in seine Wohnung lassen. Im übrigen läßt sich in jedem Literaturkurs der Volkshochschule lernen, daß der Ich-Erzähler niemals deckungsgleich ist mit dem Autor. Jedenfalls nicht, wenn das Wort ›Roman‹ draufsteht.

F: Aber selbst der Name Ihres Helden, Neuhaus, erinnert ...

A: Ich bitte Sie ..., überlassen wir das den Rätselfreunden.

F: Jedenfalls zeigt sich in Ihrem Buch eine Art Verwandtschaft zu Filmen wie »Taxidriver« oder »Pulp Fiction«.

A: Nicht ich stelle diese Verwandtschaft her, sondern die Umstände. Vor fünfzehn Jahren wäre mein Held hier noch undenkbar gewesen, später drängte er sich förmlich auf.

F: Sie gelten nicht gerade als publikumsscheuer Autor. Sie haben sich zum Teil mit heftigen Polemiken in die öffentliche Diskussion eingeschaltet.

A: Die Wahrheit ist: Ich würde lieber schweigen, lasse mich aber manchmal zu Stellungnahmen hinreißen, was noch immer zu Mißverständnissen geführt und mir jedesmal geschadet hat. Es ist alles ein Mißverständnis.

F: Alles?

A: Naja. Wenn ich schreibe, wenn ich öffentlich spreche, probiere ich Haltungen aus, und ich probiere Sprache aus. Die Literatur ist ein sehr ernstes Spiel, aber eben auch ein Spiel.

F: Verabscheuen Sie die Menschen?

A: Ach nein, das ist eine viel zu vollmundige Formulierung. Schon, daß ich die Menschen beschreibe, ist doch ein Akt der Hinwendung, der Freundlichkeit. Sagen wir es mal so: Die Leute machen es einem oft genug schwer, sie auch nur zu mögen; dennoch schaue ich ihnen gerne zu.

F: Für wen schreiben Sie dann?

A: Für mich. Ich räche mich an der Welt, indem ich sie beschreibe. Das ist nicht viel, aber schon alles, was ein Autor tun kann. Also: Ich schreibe aus Rache und aus Freundlichkeit. Und weil es das größte Vergnügen ist, das ich mir vorstellen kann.

F: Sie scheinen sich zur sogenannten dunklen Seite des Lebens hingezogen zu fühlen?

A: Wie gesagt, wer Erbauung braucht, sollte ans Kirchentor klopfen, aber nicht an die Tür eines Dichters! Ich halte den Gedanken nicht aus, irgendwann sterben zu müssen. Ich bin untröstlich, wie soll ich da Trost spenden. Außerdem habe ich eher einen Hang zur Schönheit. Nur, daß ich sie eben nicht dort finde, wo andere Menschen sie suchen. Ich finde sie an den Rändern, im Ruderalbewuchs. Der Riß in einer Mauer interessiert mich mehr als ein Sonnenuntergang. Kennen Sie Goyas Wandbild »El perro«? Es zeigt nichts als den Kopf eines kleinen Hundes inmitten eines Meers von Farbe. Das Bild ist unendlich traurig und unendlich schön. Ich habe den Eindruck, daß die Kriterien zur Beurteilung von Kunst mehr und mehr verlorengehen. Es wird nur noch über Inhalte gesprochen. Ständig wird gemäkelt: Dieses sei zu traurig, jenes zu negativ. Da hört man dann lieber den lustigen Popliteraten zu. Dabei liegt das Glück in der Form und nur in der Form. Für den Künstler zählt nur eins: Er muß nach Vollkommenheit streben. Wenn es einem Maler gelingt, ein bestimmtes Blau und ein bestimmtes Rot auf vollkommene Weise nebeneinanderzusetzen, dann ist alles erreicht. Egal, ob es sich um das Rot des Blutes und das Blau eines Gewehrlaufs handelt. Er macht aus dem häßlichen Leben schöne Bilder.

F: Haben Sie Vorbilder?

A: Wenn ich sie jetzt nenne, wird man sie mir in Kürze vor-

halten. Nein, ich sage Ihnen lieber, was ich gerne lese. Georg Büchner, weil er mich immer wieder zum Taumeln bringt. Den verzweifelten Preußen Kleist. Und Flaubert, der ein Gott war, an dessen Grab ich einmal im Jahr zu Fuß pilgere – jedenfalls in Gedanken. Tschechow, na klar. Joyce sowieso. Isaak Babel, diesen kleinen Soldaten der Schönheit. Den genialen Schuft Céline. Und Proust – ich beneide jeden, der die Entdeckung dieses Giganten noch vor sich hat. Von den Leichtfüßigeren: Heine, Twain, Stevenson, Salinger, Singer, den Updike der Rabbit-Romane.

F: Was halten Sie von Ihren jetzt lebenden deutschsprachigen Kollegen?

A: ... *(schweigt)*

F: Warum antworten Sie nicht?

A: Ich schweige, weil ... *(kichert)* ... weil man über Tote nichts Schlechtes sagen soll.

F: Ziemlich hochmütig.

A: Ach was, das war ein Scherz. Man muß doch zum Lachen nicht jedesmal in den Keller gehen.

F: Sind Sie arrogant?

A: Ich hoffe nicht. Verwechseln Sie doch ein Interview nicht mit dem Leben. Was ich hier tue, kann nichts anderes als ein Akt der Selbstinszenierung sein.

F: Gibt es einen Lieblingssatz?

A: Ja, den ersten Satz von Becketts »Murphy«: »Die Sonne schien, da sie keine andere Wahl hatte, auf nichts Neues.«

F: Das klingt auch nicht gerade zuversichtlich. Würden Sie sich als einen glücklichen Menschen bezeichnen?

A: Das frage ich mich nicht. Wahrscheinlich bin ich so glücklich oder unglücklich wie ein Mensch nur sein darf. Ich kann es mir leisten, den ganzen Tag zu tun, was mir Spaß macht. Wer kann das schon von sich sagen? Um

noch glücklicher zu sein, müßte ich mir einige Einsichten verbieten. Sie sind aber auch wirklich rührend um mich besorgt.

F: Mag sein. Verstehen Sie sich als politischer Schriftsteller?

A: Was soll das sein? Ich wurde geboren, ich schreibe, und ich werde sterben. Mehr kann ich nicht sagen ... Was ist?

F: Ich finde Ihre Antwort etwas ...

A: Etwas ...?

F: Dürftig. Vor fünfzehn Jahren wäre Ihnen dazu mehr eingefallen.

A: Vielleicht. Aber im Moment komme ich mir vor wie der Held in dem Film »Allen geht's gut« von Giuseppe Tornatore. Dort reist der alte Marcello Mastroianni von Sizilien aufs Festland, um seine erwachsenen Kinder zu besuchen, die eines wie das andere behaupten, es gehe ihnen gut. Es stellt sich heraus, daß alles nur Fassade war. Was macht Mastroianni? Am Ende resigniert er und sucht sein eigenes kleines Glück. So lange die Menschen beteuern, es gehe ihnen gut, ist ihnen nicht zu helfen.

F: Das heißt, Sie verzichten auf jede gesellschaftliche Perspektive?

A: »Es gibt Momente, in denen auch der friedfertigste Mensch so weit von den anderen entfernt ist, daß er getrost zusehen könnte, wie die Menschheit untergeht«, schreibt Flaubert in der »Éducation sentimentale«.

F: Dann bleibt nur das private Glück im Grünen?

A: Mit fünfzehn war die Landkommune auch für mich ein Traum. Aber wenn man dann bei Kogon liest, daß die größten Greuel in den deutschen KZs von jungen Bauernsöhnen verübt wurden, läßt auch der Wunsch, »aufs Land zu ziehen«, erheblich nach.

F: In einem Beitrag für »Die Zeit« schrieb Ihr Kollege Helmut Krausser, die Menschheit dürfe den Anspruch, Gott zu sein, nicht aufgeben.

A: Wie soll das gehen? Ein Kollektiv konkurrierender Individuen kann niemals Gott sein. Die Idee Gottes ist absolutistisch, bestenfalls polytheistisch. Sechs Milliarden Menschen mit antagonistischen Interessen können nicht gemeinsam Gott sein.

F: Also: Was würden Sie tun, wenn Sie Gott wären?

A: Zunächst würde ich mir jede Gefolgschaft verbitten. Ich würde dafür sorgen, daß niemand an mich glaubt. Aber lassen wir solches Geplänkel. Das Geschöpf macht selten eine gute Figur, wenn es den Schöpfer mimit.

F: Glauben Sie an Gott?

A: Das ist mir nun wirklich zu intim. Das geht nur mich und Ihn etwas an. Ich bin in einer religiösen Familie aufgewachsen und reagiere allergisch auf jede Form von Bekenntniszwang.

F: Warum weigern Sie sich so standhaft, öffentlich über eine diesseitige oder jenseitige bessere Welt nachzudenken?

A: Weil es wenig Zweck hat. Mir scheint es sinnvoller, sich eine Hölle vorzustellen. Die Chancen, recht zu behalten, stehen dann einfach besser. Und dann, was hülfte es, sich ein Paradies auszumalen? Ich wäre tot, wenn es Wirklichkeit würde.

F: Die andere, nicht mehr ganz unwahrscheinliche Möglichkeit ist, daß es bald den beinahe unsterblichen Menschen geben wird.

A: Dazu gibt es zwei Positionen. Die eine stammt von Borges, der in einem Gedicht schrieb: »Die Beweise für den Tod sind Statistiken, und jeder läuft Gefahr, der erste

Unsterbliche zu sein.« Die andere stammt von Adorno, der sich am Ende des »Jargon der Eigentlichkeit« über den Sprechchor jener mokiert, die immer betonen, nichts sei schlimmer, als wenn kein Tod mehr wäre. Er nennt sie Komplizen des Todes. Ob man das ewige irdische Leben nun befürchtet oder erhofft – sich die Folgen vorzustellen, geht jedenfalls über meine Kraft. So viel steht fest, die Unsterblichkeit des Menschen würde alle Grundlagen suspendieren.

Im übrigen: Warum eigentlich soll ich immer über »den Menschen« nachdenken? Es liegt mir nicht; und die Inbrunst, mit der dieses Wort ausgesprochen wird, scheint mir ein wenig zweifelhaft. »Ich frage nicht, welcher Rasse ein Mensch angehört; es genügt mir, daß er ein menschliches Wesen ist; etwas Schlimmeres kann es nicht geben.« Seltsam und doch auch bezeichnend, daß es Mark Twain war, der diesen Satz geschrieben hat.

F: Was halten Sie von der sogenannten Pop-Fraktion?

A: Ist schon in Ordnung. Jede Generation braucht wahrscheinlich so einen Begriff, um sich ihrer selbst zu vergewissern. Ob daraus dann mehr wird, muß sich zeigen. Bei Christian Kracht, bei Rainald Goetz, bei Sibylle Berg ist mehr daraus geworden. Und schon trifft das Wort Pop auf sie nicht mehr zu. Sonst sehe ich da allerdings kaum etwas, das der Rede wert wäre. Und die Welle, die da kürzlich schwappte, ist auch bloß Teil der großen Verblödungsoffensive. Ein Schub der chronischen Zeitgeisteskrankheit. Ebbs ja auch schon wieder ab.

F: Was halten Sie von Goetz' Ausfällen gegen klassische Musik, gegen die Romantik und das »XIX. Jahrhundert, diesen ganzen alten Bullshit«?

A: Hört sich gut an, ist aber Quatsch. Ohne das 19. Jahr-

hundert wäre seine Position gar nicht denkbar. Andererseits erweist sich eine ästhetische Geschichtsblindheit manchmal als produktiv. Ihr Verhältnis zur Wirklichkeit, zur Natur muß sowieso jede Künstlergeneration neu bestimmen. Und sicher ist man freier gegenüber den Vorgängern, wenn man sie gar nicht erst zur Kenntnis nimmt, dann muß man nicht einmal die Dummheit begehen, gegen sie zu opponieren. Dennoch, so charmant und anregend eine solche Unbekümmertheit gelegentlich sein mag, meine Sache ist das nicht. Ich hätte zu viel Angst, mir würde eine Schönheit entgehen. Und was bliebe dann noch? Mir ist viel zu lange viel zu Vieles entgangen. Ich bin eben nicht im Bildungsbürgertum groß geworden. Einen Überdruß an bürgerlicher Kultur gibt es bei mir nicht, von daher auch keinen Affekt gegen sie.

F: Nämlich? Was ist Ihnen entgangen?

A: Die gesamte klassische Musik, zum Beispiel! Ich bin mit nichts anderem aufgewachsen als mit Pop, Pop, Pop. Jimi Hendrix, Bob Dylan, Rolling Stones, Rory Gallagher, Janis Joplin, Patti Smith, The Clash, aber auch weitaus Minderwertigeres. Ich bereue nichts, aber meine Ohren waren fast vollständig verblödet. Die Literatur, die Malerei der vergangenen Jahrhunderte habe ich ganz fraglos als Teil meiner eigenen Kultur begriffen, die Musik blieb außen vor. Jetzt taumle ich von einer Entdeckung zur anderen. Sie glauben nicht, wie weich ich geworden bin, als ich zum ersten Mal die Stimme der Callas gehört habe. Oder, um einmal in die oberste Schublade zu greifen: Bachs »Kunst der Fuge«, gespielt vom Keller Quartett. Seitdem befinde ich mich auf dem Weg der Besserung. Und dennoch, geschenkt werden einem auch diese Genüsse nicht. Und das ist gut so. Auch wenn das jetzt ein



wenig verschwitzt klingt: Ein Publikum, das sich nicht müht zu verstehen, ist für keinen Künstler der Mühe wert.

F: Teilen Sie ernsthaft in Hochkultur und niedere Kultur ein?

A: Inzwischen ja, und zwar strikt. Der ganze Mischmasch, die Erweiterung des Kulturbegriffs, Crossover und wie sich das alles nennt, endet mit nichts als einem Kniefall vor diesem gigantischen Misthaufen namens Populärkultur, vor dem Geschmack eines dumpfen Massenpublikums.

F: Aber man kann der Populärkultur doch gar nicht entgegen.

A: Nein, weil sie aus allen Ritzen dringt. Aber ich höre niemals Radio. Nicht einmal im Auto. Ich ertrage es einfach nicht. Und der Fernseher bleibt auch immer öfter kalt. Es ist großartig.

F: Haben Sie Ernst Jünger gelesen?

A: Warum fragen Sie?

F: Für jemanden wie Helmut Krausser spielt er ja eine große Rolle.

A: Ja, ich habe ein paar tausend Seiten der Tagebücher gelesen. Aber es hat wenig mehr ausgelöst als ein leichtes, manchmal wohliges, manchmal angewidertes Frösteln. Lesen Sie Gottfried Benns Brief an Oelze vom 7. Januar 1948! Da haben Sie das meiste von dem, was es über Jünger zu sagen gibt. Alfred Anderschs Bewunderung für Jünger habe ich nie begriffen. Empört hat mich übrigens nicht diese oft gescholtene Stelle aus dem ersten Pariser Tagebuch, wo Jünger mit einem Glas Burgunder in der Hand auf dem Dach des Hotel »Raphael« steht und das Bombardement der Stadt mit einer tödlichen Befruchtung vergleicht. Eine sehr ähnliche Stelle findet sich bei

Marcel Proust in einem Brief an Madame Straus. Daß der Schrecken einen ästhetischen Aspekt hat, wissen wir seit der Antike. Wirklich perfide aber ist eine Eintragung aus dem Februar 1946, wo Jünger, wenige Monate nachdem die Leichenberge in den KZs entdeckt worden waren, bemerkt: »Man kann den Juden manches nachsagen, aber nicht, daß sie undankbar sind.«

F: Und Jünger als immerhin viel gelobter Stilist?

A: Kalte Virtuosen interessieren mich nicht. Sie sind meist feige. Sie treten mal als Zirkuspudel, mal als Pitbull auf, finden den Beifall der Saison, bewegen aber nichts, weil sie selbst unbeweglich sind. Wer keinen Mut hat, sich öffentlich zu irren, bringt selten mehr zustande als Artistik. Auch Krieger können feige sein. Und der Neandertaler mit Abitur ist kein ganz seltener Typus.

F: Haben Sie in letzter Zeit etwas gelesen, was Ihnen wirklich gut gefallen hat?

A: Ja, als ich auf der Buchmesse 1999 flüstern hörte, daß es in Kürze eine furiose Wiederentdeckung zu feiern gebe, nämlich die Neuauflage von Sándor Márais Roman »Glut«, habe ich sofort im Internet nachgesehen, ob es in irgendeinem Antiquariat einen Titel von Márai gibt. Ich bekam eine alte Ausgabe seiner frühen Tagebücher und war völlig hingerissen. Danach hat mich die »Glut« enttäuscht. Der Roman ist mir zu hermetisch, zu konstruiert, sprachlich zu hochbeinig, auch zu durchsichtig. Ich mag keine Kammerspiele in Prosa. Die Tagebücher sind das Gegenteil: offen, klug, ganz und gar uneitel. Inzwischen sind sie alle wieder lieferbar und ich wünschte, sie hätten den Bruchteil des Erfolgs, den Márais Romane jetzt haben. Beeindruckend ist seine späte Skepsis der Literatur gegenüber. Er entdeckt fast nur noch Eitelkeiten.

Und einmal, kurz bevor er sich mit 89 Jahren erschießt, nennt er die späte Aversion gegen seinen Beruf sogar: Ekel.

F: Möchten Sie noch etwas sagen?

A: Nein.

F: Soll dies das letzte Wort sein: Ekel?

A: Ja, warum nicht? Ekel!

## SCHLUSS MIT LESEN!

Wieso das, lesen? Daß ich krank werde, wenn ich nicht lese, ist eine Frage der Disposition, der Abrichtung, wahrscheinlich ein Defekt. Wer schon, der bei Sinnen wäre, in einer Welt, die mit sich im reinen wäre, müßte lesen? Warum nicht boxen, fußballspielen, lieben, tanzen? Schon als Kind verbrachte ich die sonnigen Nachmittage vor den endlosen Katalogreihen von Kassels Murhardscher Bibliothek. Aber unfähig, ein Buch zu lesen, das mir nicht gehörte, schrieb ich mir nur die Titel auf und schleppte mein gesamtes Taschengeld in die Buchhandlungen. Statt auf die Straße zu gehen, ins Schwimmbad, auf den Bolzplatz, ließ ich den Rolladen runter und las. Ein blasses, asoziales, lesendes, ewig kränkendes Monster.

Daß mal einer Texte sammelte gegen das Lesen! Muß es doch geben! Sie alle, die Leser und Schreiber, wenn sie sich nicht bereits vollständig dem Reglement der Lese-Schreib-Verlags-Feuilleton-Branche ergeben haben, müssen es doch wissen. Warum wohl war Heine schärfer auf eine Kuhmagd als auf seinen Dichterruhm? Warum wohl gibt es kaum einen Dichter, der seinen Beruf nicht verfluchen würde? Und jedesmal am Ende diese Trauer über so viel ungelebtes Leben. Wie vielen unentwegt lesenden Kretins bin ich begegnet? Sooo ein Kopf, aber mit vierzig noch immer ungeküßt. Und wie vielen vitalen, wachen, klugen Nichtlesern? Aber nein, die Lese-Kultur-Maschine muß am Laufen gehalten werden. Wollen ja leben, die Agenten, Verleger, Lektoren, Setzer, Drucker, Rezensenten, Redak-

teure, Juroren, Philologen, Buchhändler. Aber die meisten, die allerallermeisten Bücher sind überflüssig, reine Zeitverschwendung, Papierverschwendung, Energieverschwendung. Ich ersticke in bedrucktem Papier. Überall in der Wohnung stapeln sich Bücher, Zeitungen, Verlagskataloge, und täglich kommen neue hinzu. Je mehr ich besitze, desto mehr will ich haben. Das Internet benutze ich ausschließlich, um mir im »Zentralen Verzeichnis antiquarischer Bücher« immer neue alte Bücher zu bestellen. Ich lese, lese, lese. Im Bett, auf der Couch, in der Badewanne, im Sessel, am Schreibtisch, im Zug, in der Straßenbahn, selbst im Auto an der Ampel. Meine Augen sind gerötet, ich habe unentwegt Kopfschmerzen, bin unkonzentriert, fahrig wie Hans Moser, kippe Salz in den Kaffee, glaube nur, was ich gelesen habe. Bücher sind Erfahrungen, die man kaufen kann. Warum dann also selber noch welche machen, Erfahrungen, außerhalb der Bücherwelt?

Wenn ich schon höre: Leselust, Sinnlichkeit des Buches, die Erotik des Bleistifts, Lust am Text. Das muß man sich mal vorstellen. Bibliomanen, hommes de lettres, Büchernarren, Leseratten, Krücken.

»Bücher sind etwas Heiliges.« Als hätte das Lesen jemals etwas verhindert oder bewirkt. Als sei nicht auch »Mein Kampf« ein Buch und gelesen worden. Und all die Leser und Schreiber, die verrückt geworden sind, die sich umgebracht haben. Daß das Lesen ein Fluch ist, könnte man ja auch mal drauf kommen.

Freilich, lesen, wenn man es so machte wie jener junge, unfäßbar dicke Maurer, den ich vor Jahren in Göttingen kennenlernte, der jede Nacht ein anderes Liebesgedicht der Weltliteratur auswendiglernte, um es am nächsten Tag im Supermarkt still zu memorieren, weil dort an der Kasse

seine Angebetete saß, die anzusprechen er sich niemals traute, die er aber kraft seiner lautlos dargebrachten Gebete für sich, den allseits verlachten Koloß, zu gewinnen hoffte. Hat es ihm geholfen? Er ist tot. Er hat jeden Vormittag einen Kasten Bier getrunken. Er hat gelesen. Rührend, nicht wahr? Tragisch, oder? Könnte man glatt eine Geschichte drüber schreiben.

Alles ist voll mit Buchstaben, die Stadt, die Welt, immer, der ganze Tag. Überall schreien sie, beleuchtet, bunt, times-square-mäßig-groß. Oder mikrogrammisch-klein, still, Bescheidenheit heuchelnd. Wollen dies, wollen das. Daß ich kaufe oder mich besinne. Und allseits der Kulturterror. Kultur, als sei das was. Als ließe sich nicht jede Denkfaulheit, jede Schweinerei dahinter verbergen, damit dekorieren und jeder Schrott damit verkaufen. Aber nein, Kultur. Lesekultur. To hell with it.

Vielleicht täusche ich mich auch. Ich weiß nicht. Ich werde nochmal nachschauen.

# WUNDER DER ERDE

## PROUST MACHT GLÜCKLICH

### *Kleine Schwärmerei*

Ja, was jetzt: PROUST? Kennen doch alle schon. Und dann wird, wie immer, das ganze Arsenal so runtergebetet: Der Kuß, die Madeleine, die Weißdornbüsche, hat jeder schon von gehört, kann man langsam nicht mehr hören. Ich frage herum, bei Bekannten, hast du oder hast du nicht? Ja. Nee. Reingelesen. Gegenfrage: Wieso Proust, du bist doch gar nicht schwul, oder? Mmmh. Hundert Seiten. Zwei Bände. Wieder aufgesteckt. Schon ein bißchen langweilig, oder? Tja.

Na, ging mir ja genauso. Fünfmal angefangen in den letzten fünfzehn Jahren und nie über Seite 120 hinausgekommen. Dieser blöde Kuß, diese blöden Madeleines, hab ich gedacht. Was hat das mit mir, mit dem schnellen Beat des zu Ende gehenden Jahrhunderts zu tun? Dann aber schleppte ein Freund dieses kleine Büchlein von Alain de Botton an, »Wie Proust Ihr Leben verändern kann«, und das wars dann, eigentlich gar nichts Besonderes, nichts Neues, aber schön gemacht, ohne Pose, und also ein Türöffner, wie man ihn manchmal braucht, wenn einem der Zugang zu einem der Großen verstellt ist von dessen Bewunderern.

Nun also, zum sechsten Mal von vorne begonnen – »Lange Zeit bin ich früh schlafen gegangen« – und plötzlich, schon auf der ersten Seite gedacht: Wie blöd warst du denn, wie vernagelt, daß dir dieser Zauber verschlossen blieb, und weiter, weiter, und nicht mehr aufgehört zu taumeln, ein schönes halbes Jahr lang – wenn man keine Zeit



hat, muß man sie verschwenden – und mich immer wieder gewundert, daß ich jetzt, im Alter, nochmal auf so lange Dauer so leseglücklich werden kann. Ist ja eigentlich verboten, darf man ja gar nicht mehr mit vierzig Jahren, hat Willi Winkler geschrieben, in der ZEIT: »Wenn man die ›Recherche‹ nicht früh gelesen hat, in der dafür empfänglichen Zeit, liest man sie nie mehr.«

Ahh was, nein, genau andersrum war es, ich mußte erst empfänglich WERDEN, mußte mir meine dummen Vorurteile vom Leib lernen, den TEXTBEGRIFF des Deutschunterrichts samt jenem Quark, den André Gide in die Welt gesetzt und später bereut hat, der sich aber in der Welt hält, seitdem, wie aller Quark, daß nämlich Proust »zur mondänen Dandy-Literatur« gehöre, ein »Snob« sei, ein »literarischer Amateur«. Und hinzu kam alles, was man so unausweichlich präsentiert bekommt, das Bild vom ewig kränkelnden Muttersöhnchen, vom verfeinerten Salonlöwen, von der Klein-klein-Literatur eines Egomänen, in der die Welt mit dem Mikroskop betrachtet werde und jeder Satz eine Blume im Knopfloch trage.

Irgendwann, so dachte ich, wirst du ihn wohl dennoch lesen müssen. Ich hatte nicht gemerkt, daß mir nicht der Text, sondern daß ich mir selbst im Wege gestanden hatte. Mein vermeintliches Vorwissen war stärker gewesen als meine Augen. Weil ich meinte, lesen zu müssen, war ich nicht mehr in der Lage gewesen, lesen zu wollen.

Dann also doch und endlich. Danke, Monsieur de Botton. Nachts gelesen, gelesen, gelesen, tags dann rumgelaufen mit so einem Glimmer in den Augen, mit dem bestuften Lächeln des haltlos Euphorisierten, bis mein Gegenüber es nun aber wirklich wissen wollte: »Also komm, nun sag schon, was ist los?« Und ich dann, ja, ähh,

Proust, und nicht mehr aufgehört mit Schwärmen. Und nur darum kann es ja gehen, weil alles Intelligentphilologische über Proust längst gesagt ist in der kleinen Studie von Ernst Robert Curtius mit dem schönen und treffenden Titel: »Marcel Proust«, was nun aber wirklich frappierend ist, weil Curtius sein Werklein schon in den frühen zwanziger Jahren geschrieben hat, als die letzten Bände des Romans noch nicht einmal erschienen waren. Wie gesagt, alles gesagt, aber trotzdem wird natürlich immer weiter geschlaumeiert, hier eine Studie, da eine Ausstellung, dieser Aspekt noch und jener, wie bei Goethe. Und wenn einem gar nichts mehr einfällt, muß in der »Recherche«, wie wir das Werk ja so blöde-kurz-vertraulich gerne nennen, auch noch ein Fehler entdeckt werden, der keiner ist, nur um sich reinzuwanzen in die Internationale der Proust-Streber. Wird dann auch alles brav gedruckt, bloß das schönste Buch über Proust ist auf dem deutschen Markt mal wieder nicht zu haben: »Monsieur Proust« von Céleste Albaret, der letzten Haushälterin, die diskrete Liebeserklärung einer würdigen Greisin, so lässig-ernst und klug-bescheiden, daß man sich wünscht, man wäre in die Gunst gekommen, mit dieser alten Dame mal einen schweigsam-ersonnenen Frühlingsmorgen auf dem Friedhof Père-Lachaise verbringen zu dürfen, eine Weile vor SEINEM Grab zu stehen und gemeinsam zu denken: Wenigstens DER, wenn es denn mit rechten Dingen zuginge, hätte nicht sterben dürfen. Naja.

Irgendwann aber wurden auch die freundlichsten Freunde ungeduldig und wollten es genauer wissen: Also was nun, was ist es, was dich so affiziert, was dich so kirre und glücklich macht? Kam ich mir vor wie jene Kandidaten in dem Sketch von Monty Python – The All-England

Summarize Proust Competition – die in fünfzehn Sekunden, mal im Bade-, mal im Abendanzug, die gesamte »Recherche« zusammenfassen sollen und daran kläglich scheitern.

Nein, es ist ja auch gar nicht die Geschichte dieses Romans, die uns bezaubert, es ist der Blick des Autors auf die Welt und die Menschen, die sorgende Neugier, mit der er seine Umgebung betrachtet. So ruhig und einförmig seine Erzählung auch voranschreitet – oder besser: sich auszubreiten scheint wie ein Fluß, der über die Ufer tritt und nach und nach die ihn umgebenden Wiesen mit Wasser bedeckt –, bietet sie doch unentwegt kleine Strudel, Erfrischungen, Volten in der inneren Entwicklung ihrer Helden, die ebenso überraschend wie treffend und folgerichtig sind. Es ist, als würde jemand die längst auf den Begriff gebrachte Welt zertrümmern, um sie vor unseren Augen so zu erschaffen, wie sie ist – und nicht so, wie wir sie zu sehen gewohnt waren. Die Landschaft um Combray, den Park an den Champs-Élysées, wo der kleine Marcel auf seine Freundin wartet, die Stühle, das Karussell mit den Holzpferden, die spielenden Kinder, den ersten Auftritt der jungen Mädchen am Strand von Balbec wird man nie mehr vergessen. Es gibt keine Rhetorik, keinen Versuch, den Leser zu fangen, keinen Zucker für die Affen. Zwar unaufhörlich Reflexionen, jedoch niemals Thesen oder gar Figuren, die als Gedankenträger herhalten müßten. Obwohl überschäumend metaphorisch, bleibt Proust doch immer ganz den Dingen – den belebten wie den unbelebten – verpflichtet. Das leuchtende Himmelblau der ersten Bände wird am Ende abgeschattet, zunächst zum Violett des Abends, später zum Schwarzblau der Nacht.

Es stimmt, man ist ein anderer, wenn man diesen Roman

gelesen hat. Man wird aufmerksamer, nachsichtiger, genauer. Das Buch scheint mit der gesamten Welt – der inneren wie der äußeren – auch seiner heutigen Leser in Beziehung zu treten; es erzeugt unablässig Reflexe, auch außerhalb des Raumes, der dem Autor zugänglich war. Überall trifft man auf die gleiche Melodie, die uns umfängt, ohne überwältigen zu wollen, die uns beherrscht, ohne unterwerfen zu wollen. Ach, lassen wir doch Proust, einmal wenigstens, selbst zu Wort kommen und aufräumen mit wenigstens zwei Vorurteilen, die über ihn in Umlauf sind: »Meinerseits ziehe ich als Handwerkszeug das Teleskop dem Mikroskop vor. Aber ich hatte das Unglück, ein Buch mit dem Wort ›ich‹ anzufangen, und sogleich war man der Ansicht, ich strebte nicht nach der Entdeckung allgemeiner Gesetze, sondern wollte ›mich analysieren‹, im individuellen und abscheulichen Sinn des Wortes ... Alles, was helfen kann, Gesetze aufzudecken, Licht ins Unbekannte zu werfen, das Leben besser zu begreifen, ist gleichermaßen wertvoll.«

Und wenn es jetzt dort draußen, in der kalten deutschen Vorweihnachtswelt, einen Leser gibt, egal, wie alt oder jung er sein möge, der alles über die Liebe erfahren, der glücklich und ein Proust-Leser werden möchte, dann soll er nicht sein Geld verschwenden, dann soll er nicht auf die billigen Taschenbücher zurückgreifen, sondern sich gleich die wunderbare, ebenso kenntnisreich kommentierte wie liebevoll gestaltete »Frankfurter Ausgabe« kaufen. Sie werden viel Geld ausgeben, aber nicht zu viel, und Sie werden reichlich belohnt werden.

Nur, bei aller Schwärmerei, möge Gott verhüten, daß Sie jemals so werden wie jener Ex-Freund einer Bekannten, der immer, wie sie mir erzählt, wenn er seine kritischen

Tage gehabt und sich von ihr abgewandt habe, in seiner Proust-Lektüre versunken sei. Und wenn sie dann, veröhnlich gestimmt, teilhaben wollte an seinem Vergnügen, habe er sie angeschaut, als sei sie dafür nun aber wirklich zu blöde, als fehle ihr jenes Schnösel-Gen, das zum Verständnis dieses Heiligen der Moderne unabdingbar sei, nämlich dazu, ihn nicht langweilig zu finden. Proust, das sei der geliehene Thron gewesen, auf den ihr Freund sich gesetzt habe, um auf sie herabzuschauen. Und das, ich möge es bitte verstehen, habe ihr den Dichter auf Dauer verleidet.

Gott, behüte!